

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 33 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.



No. 2.

Donnerstag am 7. Juli.

1853.

## Ein Gastspiel.

Novelle

von

Sedwig Henrich.

Motto:

Ist's möglich, Himmel!  
Daß eines jugendlichen Mädchens Wig  
So sterblich wie des Greises Leben ist?  
Shakespeare, Hamlet.

„Unverträgliches Zwang!“

Mit diesen heftig ausgestoßenen Worten trat Julie Derbing, die gefeierte Schauspielerin, in eines der Zimmer des Hotel de Prince, das sie mit einer Kammerzofe seit drei Tagen bewohnte. Das Zimmer war elegant zugleich und wohnlich eingerichtet; in der Mitte desselben auf einem Tische prangte in einer chinesischen Vase ein Boquet von ausländischen Blüten, wie nur die sorgsamsten Treibhäuser sie zu erzeugen vermögen, in außerlesener Farbenpracht zusammengefügt. — Marianne, die Zofe, stand als Wächterin davor und versuchte vergebens durch gewandtes Augenpiel auch die träumerisch abgewandten Blicke ihrer Herrin darauf hinzulen-

fen. — Ungeduldig schritt Julie im Zimmer auf und ab: „Marianne, öffne die Fenster! — lasse Luft ein! — hier ist eine Schwüle zum Ersticken!“ — und hastig Hut und Mantille vom Körper streifend, warf sie beides nachlässig auf den Tisch und über die nun zerknickten Blüten. —

„Ach Gott, die schönen Blumen!“ jammerte Marianne, indeß die Vase stürzte, und ein kalter Wasserstrahl über Juliens Füße sprudelte. Der kleine Schreck hatte eine beruhigende Wirkung. „Blumen?“ wiederholte sie, und ein hoffendes Lächeln verklärte das noch eben schmerzlich zuckende Antlitz. — Sie nahm das halb zerstörte Boquet aus den Händen der Dienerin. „Wahrhaftig, dies ist schön!“ rief sie entzückt und fügte hastig hinzu: „er sandte es mir?“ —

Unter wohlgefälligem Wiegen des Kopfes erwiderte in eitler Geschäftigkeit die Zofe: „der Herr Intendant lassen sich bestens empfehlen.“ —

„Intendant?“ grollte es wie zürnendes Echo aus Juliens Lippen nach; eine Wolke des Mißmuths faltete ihre Stirne: „weg mit den Blumen! ihr Duft ist betäubend!“ rief sie ärgerlich und

schleuderte die reiche, kaum erst gepriesene Blütenpracht zur Erde. — Die Dienerin, wie es schien, an derartige Launen gewohnt, nahm gelassen das Boquet wieder auf und entfernte sich, mit dem verschmähten Geschenke der Herrin das eigne Gemach zu zieren.

Julie trat an das Fenster; noch leuchteten und suchten die Sonnenstrahlen am westlichen Rande des Horizonts.

Ein eleganter Wagen rollte die Straße entlang; — eine hohe Dame mit regelmäßigen, schon etwas welkenden Zügen saß darin und richtete prüfend das Auge nach den mittleren Fenstern des Hotels. Jofai und Kutscher trugen die französischen Nationalfarben; — auf der Rückseite des Wagens prangte das in Gold geprägte Wappen der Grafen Ponturs.

„Die Gräfin!“ rief Julie, ihr glühendes Antlitz hinter den dunkel damastnen Fenstergardinen bergend.

Der Wagen hielt vor dem Hotel; — der kleine Jofai flog die Treppe herauf; die Gräfin stieg aus dem Wagen, und ein schwer seidnes Frauengewand rauschte an Juliens Thüre vorüber, das Rauschen verhallte in den mittleren Zimmern des Corridors. — Mit zurückgehaltenen Athemzügen lauschte das Mädchen; sie glaubte zwei Frauenstimmen zu vernehmen. —

Marianne huschte herein und flüsterte geheimnißvoll: „Gräfin Ponturs.“

„Zu mir?“ entgegnete Julie bestürzt.

„Nicht doch,“ verneinte die geschwätzige Zofe. „Sie besucht die alte französische Dame hier dicht nebenan. Sie wissen ja, dieselbe, welche sammt Hund und Papageien und sonstiger Begleitung mit uns gereist und im Hotel de Prince abgestiegen ist; eine steinreiche französische Marquisin, hat Valentin, der Hausknecht, mir gesagt, — Moli-ban — oder Matschiban — oder wie das französische Zeug sonst heißt.“ —

Julie hatte das Ende der Erklärung überhört; sie murmelte leise: „sie ist schön, diese Gräfin!“ — und heftig fuhr sie fort: „aber welk, verblüht, — eine Blume ohne Duft! — eine Treibhauspflanze, vor der Zeit mit künstlicher Wärme übersättigt.“

„Ein Kleid trägt die Gräfin,“ fuhr Marianne in ihrer Weise fort, „ein Kleid, — ach, Fräulein, Sie haben sehr schöne Kleider, aber solche Pracht habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ich sage Ihnen, diamantne Knöpfe von oben bis unten, die Augen thun einem weh. — Valentin, der Hausknecht, zischelte mir ins Ohr, vom Glanz dieser Knöpfe seien auch schon mancher armen Leute Augen übergegangen. — Ich weiß nicht, was der dumme Mensch eigentlich damit sagen wollte.“

„Ich bitte Dich, Mädchen, schweig!“ rief Julie erregt. „Mir flimmert es vor den Augen, als ob der Glanz jener verruchten Steine mich geblendet hätte. — Von etwas anderem! — Was giebt es Neues? — Welche Nachrichten aus Frankreich? — hat der Hofintendant seit lange kein fürstliches Pferd geritten? — macht keine Heirath, so eine aus zweiter Hand, im Lande Aufsehen? — Man sagt, Gräfin Ponturs — doch nichts von ihr! von etwas anderem! — erzähle, Marianne!“

Allein Marianne erzählte von nichts anderem, sondern nahm gelassen den Faden ihrer Erzählung wieder auf. „Ach ja, die diamantnen Knöpfe!“ seufzte die Kleine, „werden nun bald dazu dienen, die Schulden des Herrn Gemahls zu bezahlen.“

„Des Gemahls?“ und Juliens Auge flammte düster der Zofe entgegen. —

„Ja, Fräulein, — es ist dennoch wahr, was Sie gestern mir nicht glauben wollten. Valentin hat es mir soeben Wort für Wort bestätigt, alles, was ich schon gestern aus dem Kammerdiener des Herrn Barons herausgelauscht hatte. — Die Brautwerbung des Prinzen Karl an — wie heißt er doch? — nun gilt gleich! eben an einem von den Höfen ist angenommen, — da kann er nun vor der jungen Frau keine Schätze — oder Maitressen, wie die vornehmen Leute sagen, — gebrauchen, um ungestört hier bleiben zu können. — Der Geheimschreiber des Prinzen war darum gestern bei dem jungen Herrn Baron von Uflar, grade zu derselben Zeit, als ich Ihr Billet dahin brachte, da heißt es nun, — und Valentin sagt, es sei ganz gewiß, — daß die beiden wegen der Heirath seien Handels einig geworden“ —

Juliens Antlitz glühte: „Du lügst!“ schrie sie

bestig. „Ihr lüget alle! — nur er lügt mir nicht. — Fort mich euch! ich will von euch allen nichts!“ — und mit erzwungnem Lächeln fuhr sie fort: „heirathen möchte die Gräfin? — Das glaube ich gern. — Wenn nur ein Mann sich fände! Dies wäre ein Geschäft, eine Komödie für den Herrn Hofintendanten etwa! Dabei ließe sich etwas verdienen, ein Orden — und mehr! — aber Hugo? mein Hugo? er, der Stolz, die Zierde seines Geschlechtes!“ —

„Ein leichtsinniger Patron war er schon lange; — das habe ich immer gesagt,“ unterbrach mit ziemlich verächtlichem Naserümpfen die Zofe.

„Marianne, kein Wort mehr!“ und Juliens Auge blickte so drohend, daß die verwöhnte Dienerin etwas eingeschüchtert hinzusetzte: „nun, ein schöner Mann bleibt er dennoch, das ist ausgemacht!“

„Schön?“ wiederholte das Mädchen, und ein magischer Glanz schien plötzlich ihr Antlitz zu verklären. „O ja, er ist göttlich schön!“ — Träumerisch blickte sie nach der Straße hinab und jauchzte plötzlich auf: „da ist er! — fort mit euch giftigen Schlangen des Argwohns! — er kommt! er kommt\* zu mir!“ —

Marianne sprang an's Fenster. Zugleich rauschte wieder ein Frauengewand an Juliens Thür vorbei, — und Gräfin Ponturs trat aus dem Hotel. Sie neigte freundlich grüßend das Haupt gegen einen jungen, schönen Offizier; ihre feinen Lippen bewegten sich zum vertraulichen Flüstern. — Der Offizier, die Dame beim Einsteigen in ihren Wagen unterstützend, hielt einen Augenblick deren Hand in der seinen zurück; dann verneigte er sich tief und verschwand mit triumphirendem Lächeln unter dem gewölbten Portale des Hotels.

Einen Augenblick später lag Julie Derbing an der Brust des Geliebten und lauschte mit bebendem Herzen seinen Schwüren heißer und ewiger Liebe.

Marianne, die kluge Zofe, verließ unter mitleidigem Achselzucken das Zimmer.

Stunde nach Stunde entfloß. — Das unheimlich glühende Auge des jungen Barons hastete sehnend an den Reizen des schönen Mädchens; un-

stät zuckte es in den markirten, frivol verlebten Zügen; hastig waren seine Bewegungen, leidenschaftlich seine Worte. — Julie glaubte an die Ueberschwenglichkeit seiner Liebe. — Wohl trat das schöne Bild der französischen Gräfin düster mahnend vor ihre Seele, und die kaum beschwichtigten Zweifel lösten sich in ängstliche Klagen auf. — Ein flüchtiges Feuer loderte in den Augen des frivolen Weltmannes, allein er lächelte — und bannte mit stürmischen Küssen Furcht und Zweifel von Juliens Lippen, wenn nicht aus ihrem Herzen hinweg. — Es war spät, als Baron Uhlar sich den Armen des liebenden Mädchens entwand; sie flehte, daß er am Morgen wiederkehre. — Er schien verlegen, entschuldigte sich mit unabweisbaren Dienstpflichten; Julie war betrübt, allein sie glaubte und lauschte zitternd den in der Straße verhallenden Schritten des Geliebten. — Die herabgebrannte Kerze erlosch. Julie öffnete das Fenster. Kühle Nachtlüfte wehten erquickend über ihr brennendes Antlitz, doch ermattet brachen ihre Glieder zusammen. Sie warf sich halb entkleidet auf ihr Lager und wühlte das Haupt tief in die weichen Kissen. Ruhe suchend, sanken wohl allmählig die schattigen Lider über das strahlende Auge herab; schlafen konnte sie nicht. Bange Träume umgaukelten ihre Seele, — und Juliettens Seufzer, Ophelia's Klageschrei — und Lady Macbeth's blutige That mischten sich im wilden Chaos mit den eignen Jugenderinnerungen heimlicher Freuden und Leiden. —

Julie Derbing war das einzige Kind eines ziemlich vermögenden Bürgers aus einer kleinen Provinzialstadt der rheinpreussischen Provinz. — Die Geburt des Kindes ward durch der Mutter Leben erkauft, und alle Liebe des Vaters fortan auf dies einzige Wesen übertragen. Dieser Liebe jedoch fehlte, wenn nicht die Weihe, so jene männliche Gediegenheit des Gemüthes, welche bei der Erziehung eines geliebten Kindes die nachhaltigsten Folgen übt. Der Vater, obgleich unvermögend, dem Lieblinge je einen Wunsch zu versagen, ermangelte dennoch jener Eigenschaften, welche das Herz eines Kindes vertrauensvoll dem Vaterherzen nähern, und Julie blieb lange das verwöhnte, und dennoch vergebens liebebedürftige Kind ihrer eignen ungerichteten Launen und Phantasien. Ein Gemisch guter und

schlechter Lectüre gab ihrer geistigen Entwicklung jene wirre, unstäte Richtung, welche durch wildes Durcheinanderwerfen der verschiedensten Talente alle bis zu einem gewissen Grade ausbildet, ohne jemals in diesem oder jenem Zweige eine innerlich beglückende Vollkommenheit zu erlangen. —

Vorherrschendes Darstellungstalent des Mädchens entwickelte sich früh an den lebendigen Gestalten des großen britischen Meisters, an den begeisternden Schöpfungen der deutschen Dichtersterne, — und schon dem frühreifen Kinde schwebte die Bühne als fernes Ziel höchster Lebenswünsche vor Augen. Wohl mochte nicht reines Kunstgefühl allein sie befeelen, allein die Phantasie war dafür entflammt, und wenig dramatische Schöpfungen bestanden, die sie nicht mit sechzehn Jahren schon während langer, schlafloser Nächte in glühenden Farben durchträumt, lebendig in ihre Seele aufgenommen hatte. — In dieser Zeit fand leichter französischer Unruhen wegen die Vertheilung mehrerer Bundesregimenter in die rheinischen Provinzen statt. Auch Juliens Vaterstadt ward mit Einquartirungen heimgesucht und des alten Derbing Haus Wohnsitz mehrerer Offiziere, darunter der junge, frivole Baron Hugo von Uflar. Sein dunkel glühendes Auge flammte mit Juliens Seele in einem feurigen Strahle zusammen. Der aus des Lebens üppigster Schale gesättigte Weltmann ward von der heißen Liebe dieses Mädchens auf Augenblicke gefesselt, und es mochte in solchen Momenten das Bild einer glücklichen Ehe flüchtig sein zerstörtes Gemüth durchbeben. Da wurde sein Regiment zurückberufen; — er schied, nicht ohne Schmerz. Juliens Weh war heftig, leidenschaftlich, wie ihr ganzes Wesen. — Sie ertrug die Trennung nicht, und mit dem früh genährten Wunsche, zur Bühne zu gehen, einte sich nun die Hoffnung, in der Ferne den Geliebten zu finden. — Mit dem ungestüm glühender, sehnsuchtsvoller Liebe sank sie ihrem Vater zu Füßen, flehend, das Ziel ihrer Wünsche zu beschleunigen. — Hier war es, wo sie zum erstenmale auf den entschiedensten Widerstand traf. — Hatte schon der ebenso brave, als vorurtheilsvolle Bürgermann nie mit dem verderblichen Komödientenspiel (wie er meinte), geschweige mit den weit verderbtern Komödianten sich befreunden können, so durchschaute der kluge Vater nun die geheime Ab-

sicht, welche dem ungestümen Wunsche des Kindes zu Grunde lag, und schauerte vor dieser Entdeckung zurück. Der alte, praktische Mann hatte durch die zuckenden, verlebten Züge des artigen Barons tiefer in dessen Vergangenheit geblickt, als sein unerfahrenes Kind. Er war deshalb vor allen andern Offizieren gerade diesem mit vorherrschendem Mißtrauen begegnet; er hätte trotz altadlichem Namen und blinkender Uniform die Hand der Tochter ihm verweigert, — und jetzt sollte er dem Büßlinge sie nachwerfen? Zur Schande seines ehrlichen Hauses vielleicht, — sie, das Kind der tugendhaftesten Mutter! — Alles in dem alten Manne sträubte sich gegen diesen Gedanken, und mit Thränen im Auge, aber unwiderruflich gelobte er, daß Julie nimmer das Vaterhaus verlassen werde, wenn nicht als ehrliches Weib eines rechtschaffenen Bürgermannes.

Da trafen die ersten Briefe des Geliebten ein voll glühender, überschwenglicher Liebesworte. Zürnend entwand der Vater das gefährliche Schreiben und verbot strenge jedwede Beantwortung desselben. Vergebens bat Julie in den rührendsten Worten, vergebens flehten ihre feuchten Augen, unerschütterlich stand der Ausspruch fest. — Da saßte das unglückselige Mädchen, von Marianne, ihrer Zofe, getrieben, einen verzweiflungsvollen Entschluß. Sie entfloh in dunkler Nacht mit einer nicht unbeträchtlichen Summe, welche sie als Legat einer kürzlich verstorbenen Pathin besaß, aus dem Vaterhause, und das nächste Frühroth traf die Unglückliche schon eine gute Strecke den nordischen Provinzen näher. Von allen Qualen der Scham, Sehnsucht und Reue zerrissen, langte sie nach drei peinlichen Tagen, schlaflosen Nächten in D . . . . ., dem Ziel ihrer Wünsche an. Hier traf sie den Geliebten, und in der Wonne dieses Wiedersehens waren alle Schmerzen heimatlicher Erinnerungen auf Augenblicke vergessen. Zwar wurden, nachdem der erste entzückende Wonnerausch vorüber, die rührendsten Veröhnungsschreiben nach der Heimat gesendet, doch es erfolgte nur die eine Mahnung darauf, bei der fürchterlichen Schwere des väterlichen Blutes zurückzukehren; dann blieben sie unbeantwortet. — Julie kehrte nicht heim, allein selbst in den Stunden des seligsten Genusses durchrieselte ein eisiger Schauer ihre Seele beim Gedanken, daß ihre erste That im Leben ein Mutter-

mord gewesen, — und welches ihre letzte sein könnte? — Die Stimme des Gewissens ward übertäubt. — Schon hatte sie dem städtischen Theaterdirector das Verzeichniß der von ihr einstudirten Rollen eingereicht und dringend um ein erstes Debüt gebeten. — Der Zufall begünstigte ihr Vorhaben; das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen war unbesezt, und von den Umständen getrieben wurde das Gesuch der jungen Unbekannten bewilligt; sie debütierte mit dem glänzendsten Erfolge. — Die Vorzüge einer reizenden Erscheinung, eines weichen, volltönenden Organes und jenes lebendigen Feuers in Spiel und Mienen, welches der getreue Spiegel ihrer eignen glühenden Empfindungen war, überhoben sie schnell jener kleinlichen Unebenheiten, welche den Schritten der Anfängerin oft hemmend entgegenreten. Der entschiedenste Beifall spornte zu rastloser Thätigkeit; eine Gastreise half ihren Ruf begründen, und nach kurzer Zeit war Julie Derbing ein vielbesprochenes leuchtendes Phänomen am Himmel aller belletristischen Blätter des In- und Auslandes.

Da plötzlich ward das Regiment Baron Ufflers nach der Residenz berufen. — Julie konnte dem Geliebten nicht sogleich dahin folgen, und, von ihm getrennt, vermochte keine Befriedigung des Ehrgeizes fortan ihrer Seele Frieden zu geben. Die sich gleichsam überstürzenden äußern Eindrücke beschwichtigten nicht, sondern wühlten unbarmherzig den Sturm ihres Innern auf. — Die glühenden Liebesworte, welche anfangs fast täglich bei ihr eintrafen, wurden allmählig kühler, seltener. Zugleich verbreitete plötzlich allenthalben sich ein Gerücht, daß Prinz Karl, Neffe des Regenten, um die Hand einer italienischen Prinzessin geworben, und die Gräfin Monturs, berühmte Geliebte des Prinzen, einen der schönsten Offiziere seines Regimentes heirathen werde. Julie zitterte und erkrankte, — sie wurde von den qualvollsten Vorstellungen zerrüttend gereinigt.

(Schluß folgt.)

## Aus Wien.

### Briefe eines Norddeutschen.

#### III.

#### Das Zahlen.

In großen Städten braucht man viel Geld, — eine unangenehme Wahrheit und eine wahre Unannehmlichkeit. Wien macht gewiß keine Ausnahme darin; wer indeß eine leidliche Portion guten Willen und Geduld mit sich führt, kann in vielen Fällen wohl eine Ausnahme zu Wege bringen. Es giebt freilich gewisse Fälle, wo der Fremde auch mit dem besten Willen kein seinen Wünschen entsprechendes Resultat erzielen wird, wo jede nähere subjektive Beleuchtung der Umstände, jede weitere Berechnung aufhört, weil es nichts zu rechnen giebt, weil eben — gezahlt werden muß, ohne weiteres Nachdenken, ja oft sogar, ohne daß man eigentlich sehen kann, was man für sein Geld bekommt.

Es muß — gezahlt werden.

Leider giebt's Augenblicke im Menschenleben, wo man nolens volens, ohne etwas zu erhalten, zahlt, nur um zu verbüten, daß man nicht etwas anderes erhält. Mehr als anderswo hat der Fremde in Wien jenen inneren Kampf gegen das Bestehende, Festgesetzte zu überstehen, wo die gefährliche, inhaltschwere Frage: Warum? grollend durch's Gehirn geht. Und doch, was hilft am Ende alles Bedauern, alles unnütze Fragen über das, was einmal nicht geändert wird! Warum muß es — doch bis hierher und nicht weiter.

Das Zahlen ist in Wien nicht nur ein Hauptwort, sondern sogar ein Haupt-Hauptwort. Ob dieser fürchterlichen Wahrheit hat schon mancher hin- und hergegrübelt, und auch wohl räsonnirt, sich aber nur den Kopf dabei zerstoßen. Zahlen ist das Wort, daß der hier lebende Fremde jeden Tag zu sehr verschiedenen Malen auszusprechen und durch die That zu bekräftigen hat. Denn in Wien kostet alles Geld; es sei, was es wolle. Ich habe lange Zeit gesucht, geforscht nach einem Dinge, das nicht bezahlt zu werden braucht, — ich habe keins gefunden. Das Sprichwort: umsonst ist nichts, umsonst ist nur der Tod — wäre hier reine, blanke Ironie. Der gute Mann, der es

erfunden hat, war gewiß sein Lebtag nicht in Wien. Umsonst ist nichts und selbst der Tod kostet ein Heidengeld.

Man sage, was man wolle; es ist und bleibt eine schreckliche Sache das Zahlen; gegen ihre Ausübung sträubt sich oft mancher mit Händen und Füßen. Aber einen so allgemeinen, tiefen Abscheu, einen solchen Dégout dagegen, wie die meisten hier lebenden Nationalitäten Oesterreichs an den Tag legen, hab' ich noch nirgends vorgefunden. In höchster Potenz haben ihn jedenfalls die Italiener. Bei den meisten, die ich kennen zu lernen Gelegenheit nahm, ist mir stets diese Thatsache in übertriebener Weise entgegengetreten. Kein Volk der Erde braucht vielleicht so viel List, Kniffe, Bisse, Ausflüchte, Versprechungen in den schönsten, süßesten Worten, als die Italiener, um nur das Schreckliche von sich abzuwenden, bis sie zuletzt den betreffenden „edlen Mann“ nothgedrungen zum äußersten greifen sehen — und endlich, ein Mann des Gesetzes, sein: hic Rhodus, hic salta geltend macht. Es ist gerade, als ob man den Leuten ihr Herzblut abzapsen wollte, so wehren sie sich des Geldhergebens. Bei Gelegenheit des letzten Mailänder Krawalls und der dadurch veranlaßten Proklamation des Generalgouverneurs, in welcher rücksichtlich der verhängten Strafen das Zahlen keine kleine Rolle spielte, fiel mir unwillkürlich eine Variation zu den bekannten Thema des Hippokrates ein. Quod ferrum non sanat, ignis sanat. — Wer durch's Eisen nicht kurirt wird, den kurirt man durch Zahlen.

Das ist die fürchterlichste Strafe für einen Italiener.

Es ist ganz natürlich, daß in so großen Städten, wie Wien, nicht das Vertrauen zu Fremden herrschen kann, wie man es noch z. B. in Leipzig und andern mittelgroßen Orten findet. Das Mißtrauen jedoch, wie man es hier gegen Fremde hegt, erscheint im Hinblick auf die daraus entstandenen unlieblichen Gebräuche ein wenig übertrieben; doch wird es einigermaßen gerechtfertigt dastehen vor jedem, der die eigenthümlichen Begriffe mancher österreichischen Nationalitäten über Recht und Eigenthum näher ins Auge zu fassen Gelegenheit hatte. Diese haben wohl den entschiedensten Ein-

fluß auf die Strenge, mit welcher hier rücksichtlich des „Zahlens“ verfahren wird, ausgeübt. Sei es mir erlaubt, zur allgemeinen Heiterkeit einige der tausend Gelegenheiten zum Zahlen, welche sich hier mit so offenen Händen dem Fremden darbieten, mitzutheilen.

Pro primo. Ist unser Freund in Wien angekommen, so wird er sich vor allem baldigst nach der Polizei bemühen, um eine Aufenthaltskarte zu erringen, aber nicht wenig verwundert sein, wenn man ihm für die Dauer eines Jahres 4 fl. Conv. Münze abverlangt. Einzige, wenngleich nur scheinbare, Rettung für Unbemittelte bleibt, vorerst mit einer Vierteljahrskarte sich zu begnügen und später zu erneuern. Aber in welcher auffallendem Gegenjage steht diese Theuerung zu den Taxen anderer, auch größerer Städte. — In Bremen z. B. hat man sich weder um Polizei, noch Aufenthaltskarte zu kümmern; man kommt dahin, lebt dort und geht wieder fort, ohne nur einen Augenblick mit derartigen Liebenswürdigkeiten in Berührung zu kommen. In Sachsen zahlt man wenige Groschen auf beliebige, unbestimmte Aufenthaltszeit hinaus.

Jene angenehme Wahrnehmung giebt unserm Freunde nun schon einen kleinen Vorschmack von den Seligkeiten, den Zahlungsvergnügungen, die bereits im Hintergrunde mit offenen Händen, in ewig ungestillter Sehnsucht auf ihn warten. In solchen Momenten hat gewiß mancher innerlich geknurrte; zuerst ging mir's auch nicht besser. Doch bald holte ich mir bei der Philosophie süßen Trost, und gelangte wirklich mit der Beihilfe dieser trefflichen Freundin so weit, daß ich dachte: „dafür bist Du auch in der alten Kaiserstadt,“ ja! gab mir sogar nicht undeutlich zu verstehen, daß die Ehre der erhaltenen Erlaubniß, hier leben und — ein Jahr lang leben zu dürfen, mit 4 Gulden keineswegs zu theuer bezahlt sei. Hat man auch nicht allzuviel Geld, so ist doch immer die Gelegenheit zu den verschiedensten Freuden und Genüssen geboten, und auch derjenige, welcher auf das Gewöhnlichste beschränkt ist, geht nicht leer aus:

Denn, wenn er auch sonst kein Vergnügen hat,  
So hat er doch immer die schöne Stadt. —

Die schöne Stadt Wien! und das allein ist schon unendlich viel.

Ich kenne hier manchen Norddeutschen, der von den Tagesvergönungen eigentlich Nichts genießt, sondern womöglich grade so einfach, schlecht und recht dahinlebt, wie früher in irgend einer kleinen Stadt seines Heimatlandes. So fragte ich zufällig jemanden, der sich durch den Aufenthalt in Wien nicht um ein Haar breit von seiner frühern Lebensweise abbringen oder beirren ließ, — „weßhalb er denn eigentlich hier lebe und was er von Wien habe“ — und er antwortete feurig: „Wien! die schöne, lebensvolle Stadt!“ „Du hast Recht,“ erwiderte ich; denn schon das fortwährende rauschende Leben und Treiben der Hauptstadt in seiner unendlichen Mannichfaltigkeit giebt stets Anregung, hält wach und frisch, und läßt nicht leicht zur Langeweile kommen. Fahrt hin, ihr lumpigen vier Gulden; ihr seid ein Bettelgeld für den Lebensschmerz, zu dessen Auffindung und Sammlung ihr den Weg bahnt. Auf Nimmerwiedersehen, ihr Scheinheiligkeiten!

Doch weiter! Pro secundo! Unser Freund hat die Paßbrücke passiert.

Erste Frage also: wo werden wir wohnen? so beginnt er die Irrfahrt von Vorstadt zu Vorstadt, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Etage zu Etage, von Zimmer zu Zimmer. Ist sie endlich überstanden, hat der Vogel sein Nest gefunden und eben seine diesfallsige Entschließung der ihn auf Schritt und Tritt geleitenden, unermüdlich anstreichenden Hauswirthin mitgetheilt, da ertönt abermals das Schreckenswort: Zahlen! Denn unser Freund muß nun erst natürlich wieder fortgehn und seine Siebenfachen vom Gasthose hereinschaffen lassen; die Hauswirthin möchte aber gar zu gern schon frühzeitig von den Eigenschaften und Verhältnissen ihres neuen Wirthes unterrichtet sein und verlangt in aller Freundschaft eine Abschlagszahlung. So wird der junge Mann gewiß nicht das Wiederkommen vergessen und sie kann ihre Vermietungsanzeige (wie deren überall eine Menge an den Hausthüren affichirt sind), wieder mit Seelenruhe abnehmen lassen. Der Miether heißt dann Zimmerherr und muß bei Antritt dieser Würde zugleich Pränumeration für den ersten Monat erlegen. Dies fordert man hier allgemein, um nur des Honorars an und für sich sicher zu sein,

nicht aber in der Befürchtung, der Fremde möchte bei Gelegenheit einmal „abfahr'n“ und nicht wiederkehren. Das hat hier keine Noth. Weder aus der betreffenden Wohnung, noch auch aus Wien kann er fort, ohne sich erst unter Beobachtung aller Formalitäten mit Polizeidirektion und Hauswirthin über seinen Weggang vollkommen verständigt zu haben. Durch Miethzettel, deren Inkraftsetzung und Ablauf stets von dem Miethgeber bestätigt sein muß, und viele sonstige schriftliche Verzwicktheiten ist dieser gegen jedes unberechtigte Entweichen hinlänglich gesichert. „Zahl' nur allemal den Ersten,“ mein lieber Freund, und du wirst bald die Liebe deiner Hauswirthin erringen können; sie hat eine hübsche Tochter und du solider Mann gefällst ihr so gut, daß schon eine gewisse Idee in ihrem Herzen Platz zu greifen beginnt. Wird sie verwirklicht werden? Ach! Schon mancher Zimmerherr kam in den Fall, die Tochter seiner Hauswirthin heirathen zu dürfen! —

Im allgemeinen erhält man in Wien wirklich fast nichts ohne sofortige Bezahlung. Wer z. B. auf eine Zeitung abonniren will, hat, mag er Fremder oder Einheimischer sein, für einen Monat oder ein Quartal sogleich Pränumeration zu erlegen: er erhält dann einen Schein, worauf ungefähr 100 Nummern verzeichnet stehen und kann, falls er es nicht vorzieht, sich das betreffende Journal gegen Extravergütung in's Haus bringen zu lassen, das Vergnügen haben, sich selbiges täglich oder wöchentlich abzuholen, auf welchem die erhaltenen Nummern dann durchstrichen werden. So ist jeder Idee eines Gedankens von der Möglichkeit einer unberechtigten Reklamation vollkommen vorgebeugt. Aber nicht nur bei gewöhnlichen bloßen Zeitungsexpeditionen, selbst in den hiesigen Buchhandlungen muß fast durchgängig für Journale viertel- oder ganzjährige Pränumeration erlegt werden; auch, wer sich ein größeres Sammelwerk, z. B. ein Conversationslexikon oder dergleichen kommen läßt, wird vorher um Vorausbezahlung für ein Heft oder einen Band ersucht, deren Betrag ihm erst beim Schlusse des Werkes vergütet wird. So zeitraubend und störend das monotone tägliche Abholen einer Zeitung auch für den Verleger sein mag, so hat das Ding doch seine nicht zu verkennende praktische Seite; wenn ich nur daran denke, wie endlos lange oft deutsche

Buchhändler Credit geben, und wie oft sie noch dafür „über's Ohr gehauen“ werden, so möchte ich in der wohlmeinendsten Absicht allen zur Nachahmung einer so praktischen Einrichtung rathen.

Nicht viel besser ergeht es (doch meist nur Fremden) mit dem Gevatter Schneider und Schuhmacher. Da heißt's immer und immer: „Draufzahlen!“ Wer gut und billig, wenn auch nicht eben rasch bedient zu werden wünscht (denn letzteres ist keine Tugend der Wiener Kunstmitglieder) thut am Besten, die Sehnsucht des Gevatters zu befriedigen und ihm eine Abschlagszahlung zu vergönnen; wer das unterläßt, darf sich nicht wundern, wenn er zehnmal an seine Bestellung erinnern muß und am Ende doch nichts erhält. Die Leute müssen immer erst „Geld besehn“, sonst vergeht ihnen die Lust zur Ueberrahme einer Arbeit. Der Norddeutsche zieht die Stirn in Falten und knurrt ein Weniges über solche ungewohnte Zumuthungen, die fortdauern, so lange bis er das Herz seines Schneiders für sich einzunehmen das Glück hat. Dann kommt schon dies Vertrauen und inzwischen hat jenellnannlichkeit bereits durch tägliche Wiederkehr von ihrem Reize verloren.

Eigenthümlich ist es hier auch mit manchen Stempelabgaben. — So muß z. B. jeder Inhaber einer Handlung, eines Geschäfts u. seine sämtlichen Handlungsbücher Bogen für Bogen mit dem gesetzlichen Stempel versehen lassen, was ihm also schon bei einem Buche von 60 Bogen 1 fl. Conv. Münze kostet. Wehe dem, der diese Vorschrift einmal zu beobachten unterläßt. Erstens ist's nicht seltenes, daß man zufällig, ohne irgend eine Ahnung davon zu haben, Besuch von einem Manne des Gesetzes erhält, welcher sich die Bücher zur Revision ausbittet; dann aber auch werden, im Falle 'mal eine Klage gegen einen schlechten Zahler nothwendig ist, die betreffenden nicht gestempelten Bücher vor Gericht für ungültig erklärt und eine angemessene Geldbuße für jene „Gefälligübertretung“ eingefordert. — Auch müssen alle Eingaben an Behörden, Gesuche u. auf eigens dazu angefertigtes Stempelpapier geschrieben werden, wovon der Bogen je nach Umständen 1 — 15 Kreuzer kostet.

Bei Kaufkontrakten, Quittungen über größere Summen sind ebenfalls ähnliche, bedeutende Auslagen verursachende Vorschriften zu beobachten, die sich

im Verhältniß zu den Beträgen steigern. Ja, sogar wenn ein Handlungsbesitzer der Behörde eine Rechnung über von ihm gemachte Lieferungen einreicht, muß dieselbe vorschriftsmäßig auf einen Stempelbogen à 15 fr. geschrieben sein, sonst wird deren Annahme verweigert. Diese und ähnliche Ausgaben kennt man in Norddeutschland eigentlich fast gar nicht\*) und daher ist's auch sehr natürlich, wenn sie den Norddeutschen unangenehm berühren.

Doch da vertiefe ich mich gar zu sehr in das Ernsthafte des „Zahlens.“ Lassen Sie mich zum guten Schluß noch Heiteres bringen.

Auch der „Neujahrstag“ verdient in unserm kleinen Zahlungsregister eine rühmende Erwähnung. Wir müßten ihn seiner Einträglichkeit halber eigentlich gern darin eintragen, doch erstreckt sich diese nicht auf uns Fremde; sondern von uns auf das Volk der Kellner, Bedienten, Hausknechte und Hausmeister. Vor den Trinkgeldern an letztere kann sich niemand retten und ich rathe aus Freundschaft allen meinen Landsleuten, hierbei nur möglichst gute Miene zu machen. Es ist in der That ein nothwendiges Uebel, eine sehr üble Nothwendigkeit. Keiner strebe darnach, sich ihr zu entziehen, dem Chikanen und „Schmutzereien“ verhaft sind.

Wer dagegen das Vergnügen, Morgens früh seine Zeitungen im Café zu lesen, für einmal entbehren kann, der wird sich wenigstens vor der gezwungenen Berücksichtigung einer gewissen „Einladungskarte“ bewahren, welche ihm der Kellner hoffnungsvoll blickend zugleich mit dem Kaffee präsentiert. Diese Einladungskarte enthält dessen geheimste Wünsche, spricht seine Zuneigung in ungeschminkten Worten aus und ist ein „Vergißmeinnicht“, ein „Gedenkemein“ im optima forma. — Auch derjenige, welcher eine Möglichkeit, die Räume des Gasthauses heute zu umgehen, zu attrapiren vermag, vermeidet eine abermalige lockende Gelegenheit, die Taille seiner Börse noch ein wenig schlanker zu machen. Doch dieser gute Rath gilt nur für meine armen Freunde.

O Zahlen! Zahlen! Du ewiger Schmerz! Gewiß, wer einmal nach 1847 längere Zeit in Wien gelebt hat, wird mir nicht ohne ein Lächeln zugeben müssen, daß das Zahlen, (an und für sich schon ein Hauptwort im Wörterbuch des menschlichen

\*) Fast gar nicht?



Lebens), hier ein Haupt-Hauptwort ist. Die Wiener lassen sich wirklich alles bezahlen. Die Gefälligkeit und Gastlichkeit, ehemals so groß, ist seit 1848 zum Teufel. „Es ist halt nimmermehr so, wie's ehemals war“ — so lautet die seufzende Antwort.

Wirklich, manche müssen das Zahlen erst ordentlich lernen, während andere sich mit gutem Humor darein zu ergeben wissen. Man muß sich übrigens einmal doch daran gewöhnen. Die Sache hat zu dem eine ganz gute und praktische Seite, mag sie gleich manchem sehr — ungemüthlich vorkommen.

Solchen Leuten sag' ich aber: in Geldsachen hört alle und jede Gemüthlichkeit von selbst auf.

Du aber, mein guter Landsmann und Freund, der Du eben vielleicht in Wien angekommen bist und inzwischen auf dem schönen Gemälde schon den Straßenstaub und Schmutz zu erkennen beginnst — tröste Dich mit mir und Deinen sonstigen Leidensgefährten; auch ich durchlebte einst Deine jetzigen kleinen Schmerzen und auch ich war in — Norddeutschland geboren.

Salve et save für heute.

B. A.

## Gedichte.

### Unter einer Zitterpappel.

Was zittert und rauschet  
Und bebt in den Zweigen,  
Die, lustig bewegt,  
Sich wiegen und neigen? —

Die grünenden Blätter,  
Sie wispern und kosen  
Wie Maiengeflüster  
Durch knospende Rosen.

Sie weben und leben  
Wie Frühlingserbblühen  
Und neigen und schweigen  
Wie Herbstesverglühen.

Sie zittern und beben  
Lieb', Hoffen und Sehnen, —  
Und schmerzlich sie flüstern  
Von Abschied und Thränen, —

Von Stunden so wonnig  
Und Jahren, getrübt,  
Von seliger Liebe —  
Und fernem Geliebten.

Hedwig Henrich.

### Schneeglöckchen.

Schneeglöckchen läutet den Frühling ein,  
Geweckt vom kosenen Sonnenstrahl,

Im Schneegewande schlicht und klein,  
Auf zartem Kelche der Hoffnung Mal:  
Das fröhliche Grün, das alte Zeichen,  
Vom Frühlingskommen und Winterweichen.

Rings starrtes Schweigen — das Glöckchen klingt  
Auf zartem Stengel bei'm leisesten Hauch,  
Als ob es bete, rief und singt,  
Regt sich's und flüstert nach altem Brauch:  
Der Lenz ist gekommen! er hat uns gesendet;  
Des Winters Herrschaft — sie ist beendet!

Du kleines Blümchen — falscher Prophet!  
So höhnt Dich lächelnd die stolze Welt —  
Ein eisiger Nord durch die Fluren weht,  
Dichtflöckig der Schnee vom Himmel fällt —  
Schneeglöckchen beugt sich mit Todesgeberden,  
Flüstert noch sterbend: Lenz muß es werden!

Lenz muß es werden — werden gar bald!  
Da naht er fliegend mit lauter Grün,  
Bernichtet ringsum des Winters Gewalt,  
Läßt tausend prächtige Blumen blühen —  
Schneeglöckchen brachte die erste Kunde,  
Jetzt aber fehlt es im blühenden Bunde.

Es lag ja so nah an der Brust der Natur,  
Es fühlte die Schmerzen der ganzen Zeit,  
D'rum drang es heraus auf die schneeige Flur  
Tröstlich zu künden: Lenz ist nicht weit!  
Es nahete liebend, um freudig zu sterben —  
Schneeglöckchen — darf ich Dein Schicksal erben?

Luise Otto.

## Richard Wagners Lohengrin.

(Fortsetzung.)

Der Morgen, der indessen heraufgedämmert ist, läßt's im Burghof lebendig werden. Thürmer blasen ihr Morgenlied, herbeikommende Edle begrüßen sich freudig erregt. Der Heerrufer, der unter sie tritt, verkündet Friedrich Telramunds Acht, verkündet Lohengrins Belohnung mit Brabant. Der gottgesandte Held will nicht Herzog, sondern nur Schützer von Brabant genannt sein, endlich:

„Nun hört, was er durch mich euch künden läßt,  
Heut feiert er mit euch sein Hochzeitöfest,  
Doch Morgen sollt ihr kampfgelüftet nah'n  
Zur Heeresfolg' dem König unterthan!“

Während alles zujauchzt treten im Vordergrund vier Edle murrend zusammen:

„Solch kühn Beginnen sollt' ihm nicht gebühren!  
Wer wehret ihm, wenn er die Fahrt gebot.“

Mit dem kühnen Ausrufe: „Ich,“ tritt Friedrich unter sie und sagt zuversichtlich:

„Vor euren Augen soll es leuchtend tagen!  
Der euch so kühn die Heeresfahrt angesagt,  
Der sei von mir des Gottesstrugs beklagt!“

Erschrocken verbergen, während Elsa mit ihren Frauen aus der Kemenate kommt, die vier Edeln den Geächteten unter sich, Ortrud die bisher im Zuge von Elsa's Frauen gegangen, tritt plötzlich wüthend heraus, stellt sich auf die erste Stufe zum Münster und ruft:

„Zurück, Elsa, nicht länger will ich dulden,  
Daß ich gleich einer Magd dir folgen soll,  
Den Vortritt sollst du überall mir schulden,  
Vor mir dich beugen sollst du demuthvoll.“

Elsa entgegnet erschrocken:

„Weh! ließ ich durch dein Heucheln mich verleiten,  
Die diese Nacht sich jammernd zu mir stahl?  
Wie, willst du nun im Hochmuth vor mir schelten,  
Du eines Gottgerichteten Gemahl?“

Ortrud flammt auf:

„Wenn falsch Gerücht mir den Gemahl verbannte,  
War doch sein Nam' im Lande hochgeehrt,  
Als aller Tugend Preis man ihn nur nannte,  
Gefannt, gefürchtet war sein tapfer Schwert,  
Der deine, sag: wer sollte ihn hier kennen,  
Bermagst du selbst den Namen nicht zu nennen? —  
Kannst du ihn nennen, kannst du uns es sagen,  
Ob sein Geschlecht, sein Adel wohl bewährt,  
Woher die Fluten ihn zu dir getragen,  
Wann und wohin er wieder von dir fährt!  
Ha, nein! wohl brächte ihm es schlimme Noth,  
Der kluge Held die Frage drob verbot!“

Elsa aber weiß sich zu ermannen:

„Du Kästerin! ruchlose Frau,  
Hör', ob ich Antwort mir getraut!  
So rein und edel ist sein Wesen,

So tugendreich der hehre Mann,  
Daß nie des Unheils soll gewesen,  
Wer seiner Sendung zweifeln kann!  
Hat nicht durch Gott im Kampf geschlagen  
Mein theurer Held den Gatten dein?  
Nun sollt nach Recht ihr alle sagen:  
Wer kann da nur der Reine sein?“

Die Versammelten rufen bestimmend:

„Nur er, nur er, dein Held allein!“

Ortrud läßt nicht nach in ihrem Schmähem, spricht die Anklage des Zaubers aus und nur durch König Heinrichs und Lohengrins Mahnen wird sie unterbrochen. Lohengrin ruft Ortrud zu:

„Du fürchterliches Weib, sieh' ab von ihr!  
Hier wird dir nimmer Stieg!“

und Elsa, auf den Münster deutend:

„Komm, laß in Freude dort die Thränen fließen!“

Friedrich aber hält den Zug von neuem auf, er ist unter den ihn verbergenden Edeln hervorgetreten, alles weicht entsetzt aus. Er singt:

„O König! Trugbethörte Fürstin! haltet ein! — —

Den dert im Glanz ich vor mir sehe,  
Den klag' ich des Betrug's an,  
Wie Staub vor Gottes Hauch verwehe  
Die Macht, die er durch List gewann!  
Wie schlecht ihr des Gerichtes wahrhet,  
Das doch die Ehre mir benahm,  
Da eine Frag' ihr ihm erspartet,  
Als er zum Gotteskampfe kam!  
Die Frage nun sollt ihr nicht wehren,  
Da sie ihm jetzt von mir gestellt;  
Nach Namen, Heimat, Stand und Ehren  
Frag' ich ihn laut vor aller Welt!“

Doch Lohengrin läßt sich sein Geheimniß nicht entreißen:

„Nicht dir, der so vergaß der Ehren,  
Hab' Noth ich Rede hier zu sich'n!  
Des Bösen Zweifel darf ich wehren,  
Vor ihm wird's Reine nie vergehn! —  
Ja selbst dem König darf ich wehren  
Und aller Fürsten höchstem Rath!  
Nie darf sie Zweifels Last beschweren,  
Sie sehen meine gute That. —  
Nur eine ist's, der muß ich Antwort geben,  
Elsa“ —

Er wendet sich zu Elsa, die in heftigem innern Kampfe dasteht und der Friedrichs und Ortruds List wirklich Zweifel an Lohengrin erregt haben. Die Männer wenden sich an den ernstmahnenden Lohengrin:

„Wir stehn zu dir! es soll uns nie gereuen,  
Daß wir der Helden Preis in dir erkannt.  
Reich' uns die Hand! Wir glauben dir in Treuen,  
Daß hehr dein Nam', auch wenn er nicht genannt!“

der in die dargebotnen Hände einschlägt. Friedrich hat sich an Elsa herangeschlichen und flüstert:

Laß mich das kleinste Glied ihm nur entreißen,  
Des Fingers Spitze, und ich schwöre dir:  
Was er dir hehlt, sollst frei du vor dir sehn —  
In Treu' soll nie er dir von hinnen gehn!

Ich bin dir nah zur Nacht, —  
Ruffst du, ohn' Schaden ist es schnell vollbracht."

Lohengrin, der sich wieder zu Elsa wendet,  
scheucht Friedrich und Ortrud von ihr zurück:

Zurück von ihr, Verfluchte!  
Daß nie mein Auge je  
Euch wieder bei ihr seh!

und fragt Elsa zum letztenmale:

„Elsa, erhebe dich! — In deiner Hand,  
In deiner Treu' liegt alles Glückes Pfand: —  
Läßt nicht des Zweifels Nacht dich ruhn?  
Wilst du die Frage an mich thun?"

Elsa ruft, sich noch einmal aufraffend:

Mein Retter, der mir Hell gebracht!  
Mein Held, in dem ich muß vergehn,  
Hoch über alles Zweifels Macht  
Soll meine Liebe stehn!

Unter Glockengeläute und Orgelton führt  
König Heinrich das Paar zum Münster.

Der dritte Akt beginnt mit einer einleitenden  
Musik, die das Hochzeitsfest schildert. Die Bühne  
stellt das Brautgemach dar, in der Mitte des  
Hintergrundes das reichgeschmückte Brautbett:  
an einem offenen Erkerfenster ein niedriges Ruhe-  
bett. Unter dem Gesange des Brautliedes:

„Treulich geführt, ziehet dahin,  
Wo euch der Segen der Liebe bewahrt!  
Siegreicher Muth, Minnegewinn  
Gint euch durch Treue zum seligsten Paar.  
Streiter der Tugend, ziehe voran!  
Zierde der Jugend, schreite voran!  
Rauschen des Festes sind nun entronnen,  
Wonne des Herzens sei euch gewonnen!  
Düstender Raum, zur Liebe geschmückt,  
Rehm' euch nun auf dem Glanze entrückt  
Treulich geführt, ziehet nun ein,  
Wo euch der Segen der Liebe bewahrt!  
Siegreicher Muth, Minne so rein,  
Gint euch in Treue zum seligsten Paar."

werden Lohengrin und Elsa in das Gemach geleit-  
et und da allein zurückgelassen. Es folgt nun das  
herrliche Liebesgespräch Lohengrins und Elsa's, von  
dem Franz Brendel unter anderm sagt: „es ist  
dies alles so keusch und rein, dieses Liebesgespräch  
gehört so sehr zu dem herrlichsten, was überhaupt die  
gesammte Kunst aufzuweisen hat, daß nur einer, der  
sich glücklich aus der Verdorbenheit unserer Zustände  
und Empfindungen herausarbeitete, etwas derarti-  
ges schaffen konnte.“ In gleicher Weise spricht sich  
Adolf Stahr\*) hierüber aus.

\*) Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolf  
Stahr. Oldenburg, 1852. Zwei Bände.

In Elsa's jauchzendem Ausruf:

„Wie wär' ich kalt, mich glücklich nur zu nennen,  
Besiß' ich aller Himmel Seligkeit!  
Fühl' ich zu dir so süß mein Herz entbrennen,  
Athme ich Wonnen, die nur Gott verleih."

spricht sich das edelste menschliche, reinste Liebesver-  
langen ungeirrt aus, im Fortgang des Liebesge-  
sprächs steht sie schon:

„Wie süß mein Name deinem Mund entgleitet,  
Gönnt du des deinen holden Klang mir nicht?  
Nur, wenn zur Liebesstille wir geleitet,  
Sollst du gestatten, daß mein Mund ihn spricht."

Sanft sucht sie Lohengrin von diesem Verlangen  
zurückzuhalten:

„Athmest du nicht mit mir die süßen Düste?  
O wie so hold berauschen sie den Sinn!  
Geheimnißvoll sie nahen durch die Lüfte, —  
Fraglos geb' ibrem Zauber ich mich hin.  
So ist der Zauber, der mich dir verbunden,  
Da ich zuerst, du Süße, dich ersah;  
Nicht brauchte deine Art ich zu erkunden,  
Dich sah mein Aug', — mein Herz begriff dich da.  
Wie mir die Düste hold den Sinn berücken,  
Nah'n sie mir gleich aus räthselvoller Nacht,  
So mußte deine Reine mich entzücken,  
Traf ich dich auch in schwerer Schuld Verdacht."

Elsa fürchtet, daß Lohengrin ein Geheimniß,  
das ihm Unheil bringen könne, in sich verschließt,  
sie steht und bittet es ihr mitzutheilen. — Die  
menschliche Empfindung in ihr erträgt das Wunder-  
bare nicht, ob sie auch an das Wunder glaubte. —  
Lohengrin erwidert:

„An meine Brust, du Süße, Reine!  
Sei meines Herzens Glühen nah!  
Daß mich dein Auge sonst bescheine,  
In den ich all mein Glück ersah!  
O gönne mir, daß mit Entzücken  
Ich deinen Athem sauge ein!  
Vas fest, ach fest an mich dich drücken,  
Daß ich in dir mög' glücklich sein.  
Dein Lieben muß mir hoch entgelten  
Für dich, was ich um dich verließ,  
Kein Loos in Gottes weiten Welten  
Böhl edler als das meine hieß.  
Wöt mir der König seine Krone,  
Ich dürfte sie mit Recht verschmähn,  
Das ein'ge, was mein Opfer lohne,  
Muß ich in deiner Liebe sehn;  
Drum wolle stets den Zweifel meiden,  
Dein Lieben sei mein, Stolz Gewähr;  
Denn nicht komm' ich aus Nacht und Leiden,  
Aus Nacht und Wonne komm ich her!"

Aber grade diese stolze Versicherung ruft die  
entgegengesetzte Wirkung, als Lohengrin beabsichtigt  
hat, hervor, sie regt Elsa's zweifelndes Mißtrauen  
noch mehr auf. Die Jungfrau bricht in schmerz-  
liches Klagen aus:

„Das Loos, dem du entronnen,  
Es war dein höchstes Glück:  
Du kamst zu mir aus Wonnen  
Und sehnst dich zurück"

Wie sollt' ich ärmste glauben,  
Dir gnüge meine Treu'!  
Ein Tag wird dich mir rauben  
Durch deiner Liebe Neu'!

Vergebens ruft Lohengrin:

„Halt ein, dich so zu quälen!“

vergebens schwört er Treue, so lange sie treu sei.  
Elsa ist ihrer Sinne nicht mehr mächtig:

„Nichts kann mir Ruhe geben,  
Dem Wahn mich nichts entreißt.  
Als, gelt es auch mein Leben!  
Zu wissen, wer du seist.“

Indem Lohengrin ihr ungestümes Drängen nur  
mit dem schmerzlichen Ausrufe:

„Weh' uns, was thatest du!“

beantwortet, stürzen Friedrich und die vier Edeln  
herein. Elsa reicht mit einem Wehegeschrei Lohen-  
grin sein Schwert, mit dem er Friedrich von Tel-  
ramund niederstößt, dann befiehlt er den Edlen:

„Tragt den Erschlagenen vor des Königs Gericht  
und Elsa's herbeigerufenen Frauen:

Sie vor dem König zu geleiten,  
Schmückt Elsa, meine süße Frau.  
Dort will ich Antwort ihr bereiten.  
Daß sie des Gatten Art erschau!“ —

Die Scene wandelt sich in die des ersten Actes —  
die Aue am Scheldeufer beim Morgenrauen. Der  
brabantische Heerbann, König Heinrich und die  
Seinen gelangen nach und nach an, ungeduldig  
harren sie Lohengrins. Statt dessen erscheinen die  
brabantischen Edeln mit der verhüllten Leiche Tel-  
ramunds, dann die bleiche niedergeschmetterte Elsa.  
Der König, welcher den Grund von Elsas Aussehen  
nicht kennt, fragt liebevoll:

„Wie soll ich dich so traurig sehn;  
Muß dir so nah die Trennung gehn!“

Dem ernst auftretenden Lohengrin jauchzen die  
Brabanter zu und erschrecken, als er ihnen kündigt:

„Mein Herr und König, laß dir melden:  
Die ich berief die kühnen Helden,  
Zum Streit sie führen darf ich nicht! —  
Als Streitgenoss' bin nicht ich hergekommen,  
Als Kläger sei ich jetzt von euch vernommen!  
Zum ersten klage laut ich vor euch allen,  
Und frag' um Spruch nach Recht und Zug:  
Da dieser Mann mich nächstens überfallen,  
Sagt, ob ich ihn mit Recht erschlug?“

Nachdem die mit Entsetzen abwendenden Män-  
ner bejaht, fährt er fort:

„Zum andern aber sollt ihr Klage hören:  
Denn aller Welt nun klag' ich laut,  
Daß zum Verrath an mir sich ließ bethören  
Die Frau, die Gott mir angetraut!  
Ihr hörtet alle, wie sie mir versprochen,  
Daß nie sie wollt' erfragen, wer ich bin!“

Nun hat sie ihren theuren Schwur gebrochen,  
Treulosem Rath gab sie ihr Herz dahin!  
Zu lohnen ihres Zweifels wilden Fragen,  
Sei nun die Antwort länger nicht gesparrt:  
Des Feindes Drängen durst' ich sie versagen,  
Nun muß ich künden, wie mein Nam' und Art.  
Jetzt merket wohl, ob ich den Tag muß scheuen:  
Vor aller Welt, vor König und vor Reich,  
Enthülle mein Geheimniß ich in Treuen:  
So hört, ob ich an Adel euch nicht gleich!“

Während alles gespannt und ängstlich lauscht,  
kündet Lohengrin feierlich:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten,  
Liegt eine Burg, die Monsalvat genannt;  
Ein lichter Tempel steht dort in Mitten,  
So kostbar, wie auf Erden nichts bekannt:  
Drin ein Gefäß von wunderthät'gem Segen  
Wird dort als höchstes Heiligthum bewahrt,  
Es ward, daß kein der Menschen reinste pflegen,  
Herab von einer Engelschaar gebracht.  
Alljährlich naht vom Himmel eine Taube,  
Um neu zu stärken seine Wunderkraft:  
Es heißt, der Gral, und selig reinster Glaube  
Ertheilt durch ihn sich seiner Ritterschaft. —

Nun hört, wie ich verbotner Frage lohne:  
Vom Gral ward ich daher zu euch gesandt:  
Mein Vater Parzival trägt seine Krone,  
Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt!

Er erzählt dann, wie er hierher gesendet wor-  
den sei zur Rettung Elsa's, was er habe thun  
wollen, wenn die jetzt nur noch von ihm aufrecht-  
erhaltene Elsa ihrem Versprechen treu geblieben  
sei — wie er nun scheiden müsse. Der Schwan,  
der ihm gebracht, nähert sich wieder und nach dem  
schmerzlichsten Abschiede von der sterbenden Elsa,  
von dem König und seinen betrübten Mannen,  
steigt Lohengrin in den Kahn. Der Schwan schießt  
sich an den Kahn fortzuziehen, als Ortrud wild  
jubelnd kündigt, daß der Schwan, der durch ihre  
Zauberei verwandelte Herzog Gottfried sei. Lohen-  
grin senkt sich mit stillem Gebete auf die Knie, es  
naht sich eine Taube, und an der Stelle des losge-  
ketteten Schwans erscheint ein Jüngling: Gottfried  
von Brabant. Lohengrin ruft noch:

Seht da den Herzog von Brabant!  
Zum Führer sei er euch ernannt!

und wird fortgeführt, während Elsa mit dem  
Ausrufe:

Mein Gatte! Mein Gatte!

entseelt zu Boden sinkt. —

Dieser Schluß, so natürlich und motivirt er  
auch erscheinen mag, hat das Mißfallen eines der  
geistreichsten Vorkämpfer der Wagnerschen Richtung,  
Adolf Stahr\*), in hohem Grade erregt. Er

\*) In dem schon bezeichneten „Tagebuche.“

erklärt Lohengrin nicht für einen Menschen — sondern nennt ihn einen seraphischen Soldaten, er fordert von ihm, daß er, um wahrhaft Veröhnung zu bringen, Elsa ihr menschliches Fehlen habe vergeben sollen — kurz, er ist mit der tragischen Lösung

des Konfliktes durchaus unzufrieden. Auf den ersten Anblick hat diese Meinung Stahr's viel für sich — weil sie aus einem gesunden und natürlichen Gefühle entsprungen ist.

(Schluß folgt.)

## Bücherschau.

Buch deutscher Lyrik. Originalgedichte. Herausgegeben von Adolf Böttger. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, (Alexander Edelmann) 1853.

Ein dritter Musenalmanach! Die Herren Christian Schad und J. D. Gruppe haben in unserm Adolf Böttger einen Rivalen erhalten, dem sie gar nicht anders begegnen können — als in der Zusammenstellung und Redaction ihrer poetischen Rendez-vous ein wenig genauer und gewissenhafter zu sein, was bei der Poësie und dem Publikum zum großen Vortheil gereichen würde. Adolf Böttger hat bis auf einzelnes „Unumgängliche“ seinen so feinen Takt, sein so glückliches Redactionstalent für derartige Dinge aufs neue bewährt — sein „Buch deutscher Lyrik“ ist ein Buch, das man nur willkommen heißen kann. Willkommen dann! Willkommen alle bewährten Namen, die sich in diesem Buche aufs neue bewähren, willkommen auch mancher weniger gekannte. Unter diesen letztern heben wir C. Paul und Emanuel Kaulf (mit dem herrlichen Lied: „meine Freundin“), Eduard Kaulf („Burg Kirschau“) ganz besonders hervor. Ernst Moriz Arndt und Justinus Kerner, Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Hoffmann von Fallersleben, Robert Bruch, Friedrich

Hebbel, Arnold Schloenbach, Titus Ulrich, Franz Kugler, August Kovisch, der Herausgeber haben sich treulich eingefunden, schmerzlich vermiffen wir nur den Sänger des Hohenliedes vom Weibe Rudolph Gottschall unter ihnen. Justinus Kerner beklagt das Entschwinden der Postwagenromantik und kann sich über die Eisenbahnen noch nicht getrösten, Robert Bruch liefert ein humoristisches Gedicht, das wir kurz vorher schon im „Deutschen Museum“ lasen, „von der Pumpe, die nicht mehr hat pipen wollen.“ Friedrich Hebbel besingt einen „Geburstag auf Reisen.“ Arnold Schloenbach theilt in seinem Gedichte „Rundung“ ein Stück „Natur und Menschenthum“ mit. Zwei Modeberühmtheiten, Oskar von Redwitz und C. F. Scherenberg, tauchen wie Gespenster in dem Buche auf, der erste feiert in leichtem Versen die keusche Minne, der zweite besingt in holprigen die „preussische Gloria“ und den Tod Prinz Louis Ferdinands. Der Herausgeber hat in seinem Gedichte „eine Weichte“ eine treffliche Ballade geschaffen.

Die Ausstattung ist sehr elegant, das ganze ein würdiges Festgeschenk. Würdiger als die sechzehnte Auflage der Amaranth, wie die so und so vielte von Pfalter und Harfe.

⊙

## Reuilleton.

### Poesie und Literatur.

Neue Uebersetzungen aus dem Persischen. Der Verfasser der „Geschichte des spanischen Theaters“, Friedrich von Schack, hat soeben im Herzischen Verlage in Berlin zwei Bände „epische Dichtungen nach dem Persischen des Firduzi“ erscheinen lassen.

Gerstäcker's „Mississippibilder“ in zweiter Auflage. Friedrich Gerstäcker's „Mississippibilder, Licht und Schattenseiten transatlantischen Lebens,“ sind im Verlage der Arnoldschen Buchhandlung in Leipzig soeben in zweiter Auflage erschienen.

Ein neuer Roman. Gustav Kühne's. Gustav Kühne, als trefflicher Novellist seit langem

bekannt und geachtet, veröffentlicht in seiner Zeitschrift „Europa“ den Anfang eines neuen Zeitbildes: „Ein deutsches Jugendleben im vorigen Jahrhundert; nach alten Familienpapieren,“ welches sich durch Frische, Eigenthümlichkeit und jenen klaren, durchaus nobeln Styl, der Gustav Kühne stets charakterisirt, auszeichnet.

**Theatermemoiren.** Der bekannte frühere Generalintendant v. Küstner, der gegenwärtig in Italien reist, läßt im Brockhaus'schen Verlage demnächst ein Werk: „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung, Beitrag zur Geschichte und Statistik des Theaters“ erscheinen.

### Populäre Wissenschaft.

**Burmeisters Reise nach Brasilien.** Burmeisters Reise nach Brasilien, aus der er im zweiten Bande seiner „geologischen Bilder“ schon einige höchst lehr- und unterhaltungreiche Studien mitgetheilt, erscheint, wie mehrere Blätter melden, in kurzem in zwei Bänden bei G. Reimer in Berlin.

Ein „Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit.“ Herausgegeben von H. von Aufseß, A. von Oye und K. Frommann, erscheint vom ersten Juli an in monatlichen Lieferungen eine Zeitschrift unter obigem Titel, die das ganze Gebiet deutscher Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumswissenschaft umfassen soll.

### Musik und Theater.

**Hector Berlioz's Benevenuto Cellini in London.** Die am fünfundzwanzigsten vorigen Monats erfolgte Aufführung der Berlioz'schen Oper in London hatte eben so wenig Erfolg, als die 1838 stattgehabte. Maßgebend kann dieser Erfolg bei der bekannten musikalischen „Arroganz und Ignoranz“ des englischen Publikums nach Hoplit, freilich nicht sein.

**Schubert'sche Opern.** Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“ machen darauf aufmerksam, daß Franz Schubert acht Opern hinterlassen habe, deren Partituren sich in den Theaterbibliotheken Wiens, Berlins u. vorfinden müßten.

**Der falsche Waldemar auf der Bühne.** Vor einiger Zeit meldeten die Jahreszeiten, daß Rudolph Gottschall ernstlich an ein Trauerspiel, das die Geschichte des falschen Waldemar zum historischen Vordergrund habe, denke. Jetzt lesen wir in Berliner Blättern, der Lyriker Bernhard von Lepel habe den Stoff für eine Tragödie benutzt, doch so, daß der Held nicht ein falscher, sondern (nach neuern historischen Forschungen) ein echter Waldemar sei.

### Malerei.

**Eine Kunstausstellung.** Kaulbach und Rudolph Marggraff machen in dem Eggers'schen Kunstblatte bekannt, daß im königlichen Ausstellungsgebäude zu München vom fünfundzwanzigsten August bis fünfundzwanzigsten October dieses Jahres eine Kunstausstellung stattfinden soll.

### Plastik und Architektur.

**Statuen in Schweden.** Die Enthüllung der Statue Gaias Tegners, des bekannten Dichters der „Fritthiofsage“ in Lund, fand am 22. Juni mit vielen Feierlichkeiten statt. In Gothenburg soll binnen kurzem eine Bildsäule Gustav Adolfs aufgestellt werden.

**Ein Denkmal des Copernicus.** In Thorn wird die Aufstellung eines Copernicus-Denkmal's beabsichtigt.

### Lurus und Mode.

**Ein neuer Modeartikel.** In Paris florirt gegenwärtig ein neuer Modeartikel, der die seither beliebte Barege wohl gänzlich verdrängen wird. Wir meinen damit die perlenmutterartig glänzenden Kleider von Seide und Wolle, durch deren geschmackvolle Vermischung der Stoff einen ganz angenehmen, und wie oben bezeichnet, schillernden Glanz erhält.

## Correspondenz.

Dresden, Anfang Juli.

Widerrufen muß ich zunächst und vor allen Dingen meine neuliche Depesche über die Ernennung Julius Hammers zum Dramaturgen am hiesigen Hoftheater. Wie ich vernehme, ist die Dramaturgenstelle seit Gutzkows Abgang nicht nur erledigt, sondern überhaupt ganz eingezogen worden. Es läßt sich dagegen wenig einwenden, weil in der That dies Mittelding zwischen Intendanz und Secretariat, dieser Minister sans portefeuille eine gar zu mißliche Stellung einnimmt. Stelle man lieber wie in München und Wien Dichter, — oder wie in Weimar und Carlruhe geistvolle Darsteller an die Spitze des Theaters — so ist mehr erreicht, als mit einem noch so verdienstlichen und talentvollen Dramaturgen, so lange dessen Stellung nämlich eine einflußlose, auf das bloße Rathgeben beschränkte bleibt. Julius Hammer wird mit altem tüchtigen Streben das Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung“ fortredigiren — ob, wie hier Gerüchte erzählen — Hammer an Th. Hellß (Hofrath Winklers) Stelle „Vicedirektor“ werden wird, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Die Festlichkeiten einer fürstlichen Vermählungsfeier sind hier soeben vorübergerauscht, Sie entbinden mich wohl gern der Verpflichtung, über dieselben zu referiren. Nur das sei erwähnt, daß ein großes Feuerwerk, welches sie auf solenne Weise beschließen sollte, unabgebrannt blieb. Trübes, regnerisches Wetter war die nächste Veranlassung dazu! Eine Hand voll Ihrer Leipziger Landsleute waren wirklich pr. Extrazug gekommen, dieses Feuerwerk zu sehen, — sie mögen mit wenig festlichen Gedanken zurückgefahren sein. —

Mein heutiger Bericht ist nur kurz. Aber gebe mehr, wer mehr hat — wie ich! Es ist weder gut, wie ein Berichterstatter der Grenzboten im Jahre 1848 einmal sagte, wenn das Wasser auf der Correspondentenmühle ganz eintrocknet, noch wenn der Strom der Ereignisse so anschwellt, daß der Müller und die Consumenten ersaufen. Im erstern Falle bin ich heute — ich kann Ihnen nur ein paar Tropfen Correspondenzwasser (keine Wortspielgedanken!) zukommen lassen. Ob sie Ihrem Redakteurgäumen munden, bleibe dahingestellt.

Arnold G.

Magdeburg, Ende Juni.

Der Sommer bietet selbst in künstlerisch bevorzugten Städten wenig dar, was einer speziellen Berichterstattung werth wäre, wie viel weniger noch möchte von hier aus zu berichten sein, wo sich die Leistungen einheimischer Künstler selten über die

Oberfläche eines guten Dilettantismus erheben, wenn wir nicht grade darin eine Veranlassung fänden, einige Worte der Wahrheit zu sprechen.

Es ist wirklich erstaunlich, was man hier zu Lande dem Publikum bisweilen unter der Kategorie „Kunstgenuß“ darbietet und mit welcher Nachlässigkeit man dabei auf die stete Nachsicht desselben pocht.

Das größte und eklatanteste Beispiel dafür sind die Concerte der einzelnen Societäten, welche unter der Heghde der Privatconcerte alles in sich concentriren, was an musikalischen Produktionen schwach erscheint und dennoch in der Zufriedenheit der Gesellschaftsmitglieder ihre Vertretung finden.

Sie bilden, mit obligaten Kalbbraten, den Kern unserer Winterconcerte, und man glaubt hinlänglich genug für die Verschönerung der Concerte und Erhebung des Geschmacks gethan zu haben, wenn man zuweilen eine Sängerin aus Leipzig oder Berlin verschreibt und dieselbe eine Arie und zwei Lieder singen läßt. Dabei kommt es jedoch auch noch vor, daß selbst dieser Genuß auf das äußerste geschmälert wird und zwar durch Koryphäen der Musik, welche nicht im Stande sind, ein Schubertsches Lied zu accompagniren. Durch solche Kunstgenüsse kann sich freilich der Kunstsinne nicht heben und es ist nicht zu verwundern, daß man hier alle Kunstproduktionen mit Mißtrauen überwacht. Aber wir haben auch wackerer Kämpfer für die Tonkunst. Von diesen wollen wir zur Zeit ebenfalls reden, allein für jetzt folgen wir dem Vorsatze, der uns zum Schreibtisch geführt hat.

Das hiesige Stadttheater — unter Direktion des Herrn Springer — verlegt den Schauplatz seiner Thaten — unter bedeutender Modifikation der vorhandenen Kräfte — mit dem Eintritte der guten Jahreszeit gewöhnlich nach dem Werder in ein großes, recht hübsch ausgeführtes Tivoli-theater.

Auch für dieses Jahr haben die Vorstellungen dort — auf Bona — begonnen und mit den Gastspielen der Familie Price einen guten Anfang gemacht. Tüchtig geübte Beine machen immer Glück und sogar in den meisten Fällen ein sichereres, als geübte Kehlen. Die Kunstfertigkeiten dieser Familie sind staunenswürdig — besonders anmuthig aber schienen uns die Leistungen der Kinder.

Wollten wir speziell auf die Vorstellungen des Tivoli-theaters eingehen, so würden wir unsere Leser langweilen. Wir beschränken uns auf oberflächliche Urtheile und gestehen gleich vorweg, daß es sich im Zustande der Kindheit zu befinden scheint.

Die Stufe der Vollkommenheit einer Bühne, wo das sichere Ineinandergreifen manche Mängel einzelner zu verdecken im Stande ist, hat man überhaupt hier nie zu erwarten, allein im Tivoli ist es doch mehr, als sonst, nöthig, sich mit einer Portion Nachsicht und Geduld zu waffnen, da es

scheint, als würde die Bühne dort zum Probierstein eines Berufes erhoben.

Es sollte jeder, der sich auf die Gleise dieses Lebensweges wagt, im Stillen prüfen, ob er in sich eine Fähigkeit vorherrschend fühlt, „Fremdes rasch in sich aufnehmen, in sich verarbeiten, im Prozesse der Aneignung mit sich selbst verbinden und es dann in freier Reproduktion als ein Eigenthum seines Selbstes wiedergeben zu können,“ bevor er den Entschluß faßt, aufzutreten.

Findet er diese Capacität nicht in sich vor, so hilft ihm alle Lust zur Bühne nichts! Erlernen läßt sich das nicht. — Eine ausgezeichnete Neuferlichkeit kann zwar eine Zeit lang bestehen, wird aber bei fortgesetzt untergeordnetem Spiel höchst langweilig. —

Bei der Zusammenwürflung eines Livolitheaters fallen die feinern Nuancirungen der Stücke natürlich weg und werden auch von dem gemischten Publikum nicht gerade vermisst. Man nimmt eine solche Vorstellung rein als Amüsament, daher thut die Regie sehr gut, mit geringen Ausnahmen einen gewissen Cyklus von Lustspielen, Possen, Vaudeville's und Burlesken festzustellen, der nur dann und wann von feinern Schauspielen unterbrochen wird. Die erstern mißglücken selten und auch Lustspiele wie „Nähkätzchen“ — „Karl's des Zwölften einzige Liebe“ — „Nur diplomatisch“ — „Badekuren“ — „Junge Männer und alte Weiber“ — etc. gelingen bisweilen sehr gut. Freilich muß man den Maßstab strenger Kritik nicht anlegen und es sich ohne Murren gefallen lassen, daß eine Gräfin Christine zwar in prächtiger Toilette, aber mit bäuerischem Pathos auftritt (Karl des XII. Liebe), oder eine junge elegante Wittve von höcherm Stande stets, wie eine reisende Putzmacherin mit dem Hute in der Hand, Visite macht (Badekuren) — und daß die höchst adeliche Frau von Wangen (im gleichen Stücke) mit einer recht guten, bürgerlichen Mütterlichkeit — in unvermeidlicher großer Schwalmantille — repräsentirt wird, statt daß wir eine vollkommene Dame vom feinsten und vornehmsten Air erwarten können. Der Effect wird durch diese Auffassung geschwälert. Die feine coquetirende Affektation einer Dame der haute volée fehlt, wodurch uns der Abscheu vor der burschikosen Verwilderung ihres nobel erzogenen Sohnes vor Augen geführt werden soll. Nach unserm Dafürhalten ist hier weniger die Mutterrolle zu berücksichtigen, die sich von selbst aus Handlung und Worten ergibt, als die überfeine Dame von Welt, welche sich von Ausdrücken und Geberden gepeinigt und indignirt fühlt, die ganz außerhalb ihrer Sphäre liegen. Sapienti sat. —

Es erregte unsere Verwunderung im Laufe der Woche, zum Barbier von Sevilla — welcher einem im Nothfalle und zur Aushilfe requirirten frühern Schauspieler, dem Kaffetier Kneifel, zum Benefiz gegeben wurde, — Gäste vom Halberstädter Stadttheater annoncirt zu sehen. Man weiß sich hier zu helfen!

Schließlich die Nachricht, daß man davon spricht: unser Oberbürgermeister Hasselbach werde die Anordnungen zu einer künftigen Verbesserung unserer Theaterzustände in die Hand nehmen und die Kaufmannschaft zu dem Bau eines Theatergebäudes zu veranlassen suchen. Herr Springer würde in diesem Falle mit der Regie im ganzen Umfange betraut werden. Die Sache klingt sehr gut, allein wir zählen uns zur Klasse des Thomas, der da nicht eher glauben will, bis er siehet.

56.

### Vermischtes.

**Ludwig Uhland in Berlin.** Im Interesse wissenschaftlicher Forschungen befindet sich Ludwig Uhland in Berlin. Da aber zu gleicher Zeit Ritter Oskar von Redwitz auf, und zu Amaranth in der preussischen Metropol eingetroffen ist, so konnte der greise Poet kein Interesse in den hohen Kreisen erregen, was ihm, beiläufig gesagt, wohl ziemlich gleichgültig sein wird.

**Die Kaufmannschaft von Nantes.** Moriz Hartmann theilt soeben aus seiner „bretonischen Reisechronik“ ein Bruchstück „von Angers bis Nantes“ in Brug's „Deutschen Museum“ mit. Er erzählt darin: „ganz gegen den sonstigen Charakter des Kaufmanns vergißt es der hiesige nie, daß Geld nur das Mittel, nicht der Endzweck des Lebens ist. Hat er es zu einer gewissen anständigen Höhe des Vermögens gebracht, so daß er mit Leichtigkeit einen bequemen Hausstand unterhalten, eine Villa bauen und jährlich einmal nach Paris reisen kann, so zieht er sich ohne Umstände vom Geschäft zurück, überläßt es seinem Sohne oder giebt es ganz auf. So kommt es, daß der Wohlstand in Nantes gut vertheilt ist, daß sich nicht enorme Reichthümer in einem Haus, in einer Familie aufhäufen und keine unnatürliche unübersteigliche Schranke zwischen Bürger und Bürger entstehen. „Beati possidentes“ und „medium tenuere beati,“ sie schmecken etwas nach Philistertum diese Sprüche, aber ihr gut Stück Wahrheit enthalten sie darum doch.“

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.